

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 35. — Sonntag, 11. September 1927.



Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 242 und 249.

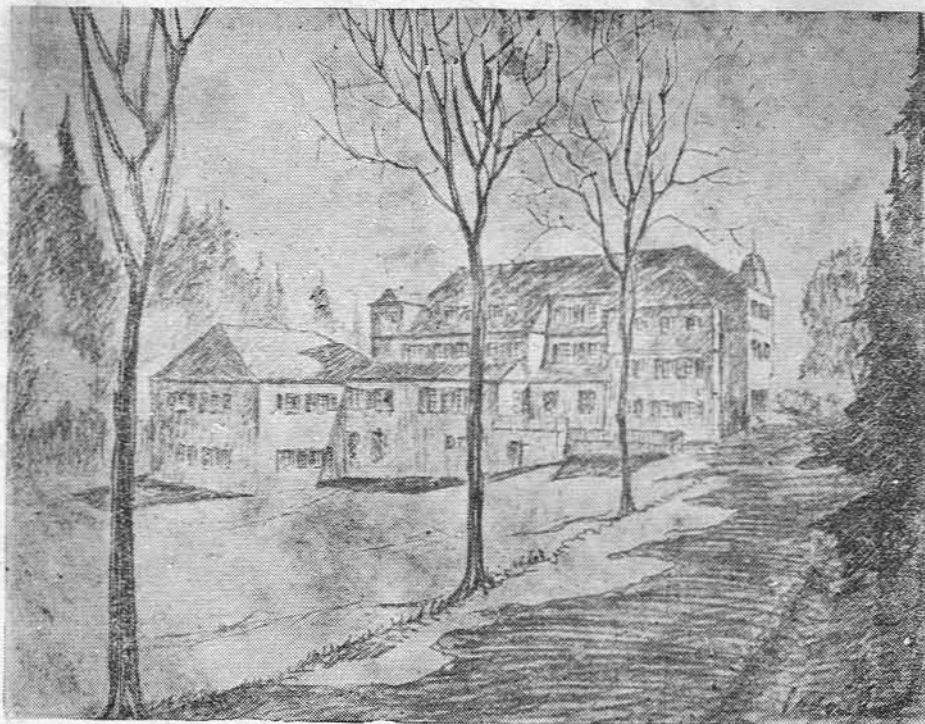
Die Wolfnermühle als Erholungs- und Ferienheim.

Wie bereits ausführlich mitgeteilt, haben die Chemnitzer Kirchengemeinden für den Kreisverband für die weibliche Jugend (Vorstandender Pfarrer Reichel, Chemnitz) zwischen Scheibenberg

Sehr wünschenswert wäre es nun, wenn begüterte Zugehörige der in Frage stehenden Gemeinden für die Zimmer Stiftungen machen würden.

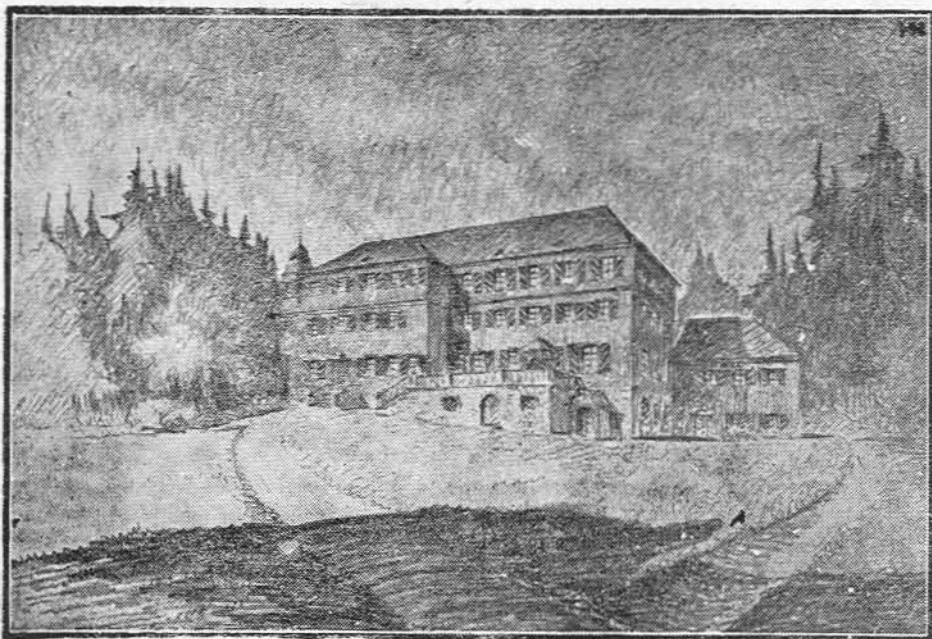
und dem Fichtelberg im Tale des oberen Mittweidatales die frühere Wolfner-Mühle erworben, um in dieser eine Erholungsstätte für die evang.-lutherische weibliche Jugend zu errichten. Das gesamte Areal umfaßt 84 000 qm, von dem 1400 bebaut sind. Kaum hätte man ein schöneres und idealeres Gelände für diesen Zweck finden können, als es hier geschah. In herrlicher Gebirgsluft und prächtiger Waldeinsamkeit gelegen, bietet dieses künftige Heim allen, die von des Lebens Hag Erholung suchen, eine wundervolle idyllische Stätte der Ruhe.

Bekanntlich entstand 1911 die Wolfner-Mühle vollständig neu aus der Asche. Das Unternehmen geriet aber leider in Konkurs und wurde dann von einer Gastwirtin als Sommerfrische betrieben, die jedoch wegen Kränklichkeit den Betrieb 1924 einstellte. Zurzeit wird nunmehr das ganze Gebäude umgebaut. Es enthält 2 Gasträume für den Durchgangsverkehr, eine große Küche mit Nebenräumen, Geschäfts-, Schreib- u. Lesezimmer, einen Tagesraum, einen Festsaal mit Diele, 1 Speisesaal, 32 Einzelzimmer m. Betten, 2 Jugendherbergsjale und zwei Badezimmer.



Eine 1500 Meter lange natürliche Rodelbahn auf dem Hammerweg und die in unmittelbarer Nähe liegenden schönen Wiesenhänge ermöglichen in herrlicher Winterpracht die Ausübung jeglichen Wintersports. Eine Dampfniederdruckheizung und Rasten-Doppelfenster sorgen dafür, daß von den nervenstärkenden und immer mehr in Aufnahme kommenden Wintertouren reichlich Gebrauch gemacht werden kann. Ein besonderer Sport-

und Schuhwerk ist vorgesehen. Kaltwasserleitung in jedem Zimmer, Warmwasserzapfstellen in allen Stockwerken sorgen für die nötige Bequemlichkeit, zwei große Terrassen (10x4 Me-



Die beiden vorstehenden Bilder zeigen die Ansichten des künftigen Heims.

ter und 11x4,50 Meter groß) gestatten immerwährenden Aufenthalt im Freien und Ausnugung sowohl des Früh- wie des Nachmittags-Sonnenscheins. Eigene Wasserkraft dient zur Herstellung des elektrischen Lichts und liefert Kraft für den Betrieb der Küchenmaschinen und die Heizung.

Das Gebäude wird nach den Plänen des Chemnitzer Architekten Curt am Ende (B. d. A.) umgebaut, der uns auch diese Bilder zur Verfügung stellte.

Erzgebirgische Hammerwerke.

Von Dr. Siegfried Sieber.

(Der folgende Aufsatz entstammt meinem in Vorbereitung befindlichen „Erzgebirgsbuche“.)

Was lärmt und leuchtet im Raschaugrund? Lodernd leckt die Flamme übers Dach. Drunter dröhnt von hölzernem Gehämmer, und nebenan stampfen Pochstempel Eisenerz. Hinein in die Hütte! Ein Rennfeuer glüht auf dem niedren Herd. Der Zerrenner, gegen Giftqualm ein Tuch vor Mund und Nase, lenkt das Pfauchen der vom Wasserrad geschwungenen Blasebälge, räumt am Ende seiner Arbeit die Holzkohle weg und wuchtet mit Knecht und Schlackenläufer die 3 Zentner schweren Klumpen geschmolzenen Eisens mit Brechstab und Zange hinunter auf den Fußboden. Dort beklopfen und dichten seine Gesellen mit Holzhämmern diese Luppe, schleppen sie unter den Amboß und lassen den großen Wasserhammer an, dessen Welle draußen im wilden Bergbach umläuft. Ein scharfes Messer hilft den Gußblock teilen. Dann sprüht des Schmiedens lustiges Klingklang aus der Hammerhütte.

„Und abermals nach 100 Jahren kam ich desselbigen Wegs gefahren,“ sagt Chidher, der ewig junge. Nicht bloß in der Rasch, in allen Erzgebirgstälern klingen und glühen die Hämmer. Erzkarren rasselnd auf allen Straßen, und Planwagen voller Nägel und Beile, Schaufeln und Schwerter rollen ins Reich. Hei, was haben die Schmiede gelernt! Sie holen nicht mehr Holzkohlen von zerbrochenen Urwaldstämmen, sondern sie lichten rings um Schwarzenberg, Thalheim oder Wiesen- thal die Fichtenbestände; sie bauen Wolfssöfen, in deren Bäuchen Eisen schmilzt, bis man eine Lehmwand durchstößt und das Eisen in die Grube fließen läßt. Selbst Stahl bereiten sie, reßen ihn zu Stäben und härten das Eisen. Hütte, Ofen, Blasebalg und Hammer sind stattdessen geworden. Vierfach übereinander laufen Wasserräder, den Wassersturz zu nutzen.

„Und abermals nach 100 Jahren.“ Dann ist aus der Waldschmiede ein großes Hammerwerk erwachsen. Ein hoher Ofen steht am Hange, 7 Meter reckt er sich, 1½ Meter breit bläht sich sein Bauch. Wasserräder treiben das Gebläse. Feinlich prüft der Hochofenmeister sein Mauerwerk. Dann stürzen Aufgeber von oben Holzkohle und Eisenerz in raschem Wechsel hinein. Auf rohen Gerüsten oder von Berglehnen herab rollen ihre Karren zum dampfenden Schlund. Aus der offenen Brust aber strömt nach 12stündiger Schicht das Eisen in Formen gefaßt als „Eisenganz“ den Hochöfner und Schlackenpochern zu. Näher am Wildbach plätscht der Hammer. In hoher Halle, unter ruhigen Sparrn wuchsen drei der größten Baumstämme des Gebirgs auf und nieder, so daß in der Nachbarschaft Teller und Tassen auf den Tischen tanzen. Riesige Kammern hängen daran und dröhnen auf die Luppe, sie zu teilen oder breit zu pochen. Die Holzwelle zum Mühlrad ward aus dem dicksten Eichenblock geschnitten, von 14 Pferden heranaeschleppt und mit eisernen Ringe angeschlossen. Kommt das Eisen aus dem Hochofen, dann wird es durch „Krischen“ wieder schmiedbar gemacht. Der Rainhammer aber zahlt die Stücke zu Stäben. Dann leert der Urwellknecht den Urwellhammer ein und schmiedet sie zu „Stürzen“, breiten Blechen, die noch öfter durchs Feuer müssen. Etliche werden viereckig zugeschnitten und poltern in die Peistube, wo aequolles Brot, Essig und Salmiak an ihnen fressen. Endlich im Rinnhaus taucht der Rinnmeister sie in geschmolzenes Rinn, dem er Tala zusetzt. 450 Blatt verzinn- tes Eisenblech liefert ein Werk mit zwei Blechhämmern allwöchentlich zum Versand.

„Und abermals nach 100 Jahren.“ Um 1750. Viele Hämmer sind schon im Verfall. Das Holz zur Kohle wird teurer, das Erz in den nahen Beramen erschöpft sich; denn der gute Strahlstein der Glaskopf der Rotteisenstein sind nur nesterweise ins Gestein aetrent. Still steht mancher Hammer oder einzelne Teile feiern, weil England billiger liefert. Etliche nehmen andere Arbeit auf, schmieden als einfache Schaufel-

hämmer Geräte. Auch Kugel- und Drahthämmer kommen auf. Im Osterzgebirge reist das Gottleubatal noch viele Hütten und Hämmer aneinander, doch Berggiehübel giebt schon längst gute eiserne Ofen. Im Tal der westlichen Mulde glühen zwischen Schönheiderhammer und Aue 6 Hochöfen. In Nebentälern, einsam im Walde, stöhnt das Gebläse schaurig aus Karlsfeld und Wildenthal. Um die Pöhl und Mittweida drängen sich die Stabhämmer zu Großpöhl, der Pfeilhammer, das Arnoldsche, das Schmerzingische Hammerwerk und der Nieschhammer. Im Schwarzwasserwinkel qualmt Erla. An der Grenze begegnen sich die Hämmer Breitenbach und Wittigsthal, auch in Unterwiesenthal und Schmiedeberg lebt der größte Teil der Einwohner vom Eisenreden. Ja von rund 30 Zainhämmern des Erzgebirgs fauchen einzelne sogar zu Wünschendorf, Marienberg, Rübenau, und Einsiedel-Sensenhammer an der Raxschung, heißt noch heute danach. Drüben in böhmischen Tälern dröhnt ein weiteres Duzend Hammerwerke.

Fortschrittliche Hammerherren verbessern den Arbeitsgang. Hatte Veit Hans Schnorr 1683 den ersten Zainmeister auf den Auerhammer gebracht, so führte Karl Rauch im Schönheiderhammer den Herdguß ein. Selbst der Staat plant 1790 in Wolfgrün ein Musterhammerwerk einzurichten. Doch trotz aller Mühen gehen die Hämmer zu Grunde. Noch künden malerische Gebäudegruppen und turmgeschmückte Herrenhäuser von dieser einst hochberühmten Industrie unserer Waldheimat. Stattliche Güter und Wirtschaften nennen die alten Namen. Denn auf jedem Hammerwerk ruhte das Recht, zu baden, zu schlachten, zu brauen, zu schenken. Und da die nächsten Gerichte weit, das Hammervolk aber unbändig war, trug der Hammerherr die niedere Gerichtsbarkeit. In strengen staatlichen Hammerordnungen wurden Rechte und Pflichten der aus Vorarbeitern allmählich zu kapitalistischen Grundherren aufgestiegenen Besitzer festgelegt. Ja der Staat überwachte selbst den Verkauf der Bleche nach Hamburg. Die Familien der Hammerherren fühlten sich als Industrieadel. Zahlreiche Heiraten hielten die Hämmer als Erbschaften in ihrem engen Kreise. So besaßen die Herren von Elsterlein, tüchtige Fachleute sicherlich, jahrhundertlang viele Hämmer im Obererzgebirg; die Uttenhoven, ein niederländisches Geschlecht, traten im Muldenland hervor. Besonders wechselvoll sind aber die Geschichte der Familie Siegel, deren Glieder um Pöhl, Mittweida und Eibenstock Hammerherren waren. Schon um 1400 sollen sie in Schmiedeberg und Breznitz Blauöfen errichtet haben. Der Siegelhof in Pöhl kündigt von ihnen, ebenso wie der 1530 gegründete Hammerhof Blauenthal den Ruhm der Nürnberger Kaufleute Blau erhält und in Wittigsthal die Erinnerung an den mächtigen und verdienstvollen Kaspar Wittig fortlebt. Ein ähnlicher Patriarch wie Wittig, der als Siebzigjähriger 10 Kinder und 69 Enkel um sich sammelte, muß Kaspar Klingner gewesen sein, dessen Familie Förstel, Tännicht, Sachsenfeld und andere Hämmer inne hatte. Die Kleinhempels, nach denen lange Zeit der Muldenhammer bei Eibenstock im Volksmund „Der Kleinhempel“ hieß, sind aus Böhmen zugewandert. Besonders gelahrte Herren waren die Gottschaldts. Sie hielten ihren Kindern gute Hauslehrer, ließen die Söhne Jura studieren und Johann Jakob Gottschaldt aus Wildenthal schrieb sogar eine Doktordissertation „de laminis“, von den Blechen. Oftmals arbeiteten Väter oder Taktore sich langsam zu Besitzern empor. Ein sehr tätiger, vom Unheil des 30-jährigen Krieges arg verfolgter Hammerpächer war Hieronymus Müller von Bernau, der, auf dem Bauhammer (Breitenhof), dem Auerhammer, dem Muldenhammer und in Mittweida auf dem Pöhlhammer immer wieder sein Glück schmiedete.

Städte der erzgebirgischen Heimat.

Von Guido Wolf Günther.

(Schluß.)

Crottendorf.

Wie sich's hineinkuschelt zwischen die Hänge des Liebensteines und des Scheibensbergs, das langgestreckte Crottendorf, — just wie ein Bub, der sich vor Schlägen fürchtet und hinter Mutters Rock sich verstecken möchte. Brauchst dich nicht zu schämen deiner sorbischen Gründung und der üblichen Nachrede von den vielen Kröten! Längst wohnen gute Deutsche und Erzgebirgler dazu in deinen Hausungen, und die Kröten und Frösche sind jetzt brav dahingeschwunden, wo sie einst herkamen: in die große Heide. Dort halten sie an schönen Abenden Symphoniekonzerte ab und bringen den weitberühmten „Crottendorfer“ Maurern, die auf dem Apothekersteig heimwärts wandern, ein gutgemeintes Ständchen. Darfst dich schon sehen lassen im Kranz der Heimatorte, denn einst drang ja dein Ruf bis Amsterdam und Kopenhagen! Gelt, da schaust du? Ja, das Amsterdamer Rathaus und das Königin-Mathilde-Denkmal in Kopenhagen haben den Crottendorfer Marmor zu Ehren gebracht, und Dresden und Leipzig wissen auch von seiner spiegelnden Glätte und von seiner schöngezeichneten Maserung viel Lobendes zu berichten. Heute freilich trauern deine Kalkwerksöfen einer besseren Zeit nach, die keinen ausländischen Marmor kannte; aber dafür ist in deinen Häusern reges Leben wach, und neue Erwerbszweige sorgen dafür, daß „Crottendorf“ in der Welt nicht ganz vergessen wird. Einem Lindwurm gleich räfelst du dich im Zschopaugrund und bewachst den Zugang zum Waldmärchenreich — beschaulich bald erscheinend, bald mit hundert Motoren prasselnd wie Lindwurms Schuppenpanzer: ein wenig Liebenstein-Romantik von sorbischen Götterfesten und heidnischem Spuk geistert noch immer im Tal! — — —

Reich schlingt sich die Sage um das langgestreckte Dorf, das schon im 10. Jahrhundert gegründet sein dürfte, bestimmt aber um's Jahr 1200 bestanden hat. Die Nähe des großen Sumpfes, der südöstlich sich erhebende Liebenstein und endlich die langzeitige, deutsche Siedlungsweise geben zu drei Gründungssagen Anlaß, die wir im folgenden lebendig zu machen versuchen wollen.

Düster ragt der Miriquidwald in den Abendhimmel hinein; murmelnd eilt die Zschopau talwärts, um möglichst schnell in die helleren Auen der Niederung zu gelangen. Mißtrauisch äst sich ein Rudel Hirsche am Waldrande hin. Schwarzhäarig Menschenvolk kam in dieses Tal der Stille und Sicherheit! Aufgeschreckt vom sieghaft vordringenden Germanenvolk zogen sich die Sorbenwenden zurück aus dem freundlichen Niederland, um hier den böhmischen Stammesverwandten näher zu sein, wenn Gewalt gegen Gewalt sich stellen wollte. Schon waren die Zschopau-Auen besiedelt und hier oben schien die letzte Möglichkeit zur Niederlassung zu sein. Heute nacht soll der Feuerbrand lodern auf der Höhe zu Ehren der Götter Vieleboh und Zerneboh, und dem Kriegs- und Feuergott Chrotin will der heidnische Priester opfern. Hirsch und Reh flüchteten längst vor dem Getümmel der bergan ziehenden Menschen; gespenstisch glühen Fackeln durch die Stämme-wildnis des Liebensteines, und seltsam schrillt der Opfergang der Priester von der Höhe. Mit fragenhaften Zügen thront auf der Kuppe Chrotins Standbild, umwogt von schreienden Menschen, die die Götzenfeier schier den Verstand verlieren läßt.

Glutäugige Mädchen schlingen mit schlanken Burschen den Chrotins-Reigen, und zrelle Musik versucht durchzudringen, um Taft ins leidenschaftlich erregte Spiel der Glieder zu bringen. Da gestt ein Ruf ins Lärmen und Schreien und läßt es blühschnell verstummen: die ausgestellten Späher haben Streifhorden der verhassten Deutschen gemeldet. Wie vom Boden ausgespien, stürmen auch schon die hochgewachsenen, helllockigen Söhne Mitteldeutschlands herbei, Schwerter klirren, sorbische Mut glitzert auf in zusammengekniffenen Augen und heidnischer Fluch schauert hinüber zu den Bewaffneten. Die scheren sich wenig darum; schnell ist das Opferfeuer auseinandergerissen, daß Dunkel plötzlich Freund und Feind einhüllt, und ein Fußtritt schleudert das Chrotinbild vom Sockel, daß es sich überschlagend in wunderlichen Sprüngen die Waldblöcke hinabrollt, um dumpf klatzend im Sumpfe des Tales zu verschwinden.

Starr sind ob dieses Trevels Priester und heidnisch Volk, — schleudert jetzt Vieleboh nicht Blihe? Reißt nicht Zerneboh die Erde auf mit Feuer und Schwefel, die germanischen Frevlinge zu vernichten? — Nichts, gar nichts geschieht! Scheu, von unerklärlicher Furcht erfasst, fliehen schließlich Mann und Weib, die Priester voran, hinab in Chrotins-Dorf, dem nun der Spuk eines lumpf begrabenen Gottes anhängt, solange sorbische Siedler in ihm haufen. Droben aber, beim gestürzten Götteraltar, sitzen die germanischen Krieger und freuen sich des Streiches, den sie dem verhassten Slavenvolk gespielt haben. — —

Mit eiserner Faust haben die deutschen Könige die slavischen Völker zurückgedrängt über das Gebirge; nur Ueberreste noch leben, kaum geduldet, in meißnischem Land. Falsch und unberechenbar ist dieses Volk der Slaven und nur im Zaume zu halten, wenn deutsche Siedler unter sie gesetzt werden zur Grenzwehr. So zieht denn auch eine Schar altfränkischer Bauern hinauf ins Zschopental, wo ihnen Fürstengnade ein großes Stück Land zur Siedelung schenkte. Führer und erster Richter im neuen Dorfe ist Chrodo, ein ehemaliger Krieger im Königsheer. Aus angesehenem Bauerngeschlecht entsprossen, schlug er sich wacker für seinen König mit den schwarzhaarigen Sippen und kehrte als der „Berühmte“ in sein Dorf zurück. (Chlod oder Chrod = der Berühmte. Vergl. Chlodwig, Chlodhilde!) Des Stillestehens entwöhnt, war er gerne bereit, einen Stamm altfränkischer Bauern grenzwärts zu führen und blieb schließlich im äußersten Dorfe selbst als Dorf-richter und Bauer sesshaft. Daß man nach ihm das Dorf Chrodos Dorf nannte, war nur recht und billig. — —

Jahrhunderte sind verrauscht und löschten das Andenken an den beherzten, ersten deutschen Siedlerbauern aus; der Dorfname war im Sprachgebrauche abgeschliffen worden zu Crotendorf und Crottendorf und schließlich erschien im Orts- und Kirchensiegel der Gemeinde ein Tier, anmutig bekränzt, das offenbar eine Schildkröte darstellt. Die große Heide mit ihren Tausenden von Fröschen und Kröten half aus der Verlegenheit über die Ursache der Ortsgründung, und die Heidekröten sind ungeheuer stolz auf diese Ehre! Nun, lassen wir ihnen diese Freude, — sie haben sonst wenig Grund, uns Zweibeinern dankbar zu sein, — und stellen wir für uns fest: Die wahrscheinlichste Deutung ist die, die auf „Chrodo“ zurückgeht; die langgestreckte Siedlungsweise deutet auf germanischen Ursprung hin, denn die Slaven bauen in Rundlingen.

Erzgebirger! Euer Heimatblatt ist die Obererzgebirgische Zeitung



De Auskunft. Nachdruck verboten.

De Mann ¹⁾ stand drunt'n off dr Blaach ²⁾
un toht ihr bißl Wäsch' ah-saaf'n;
do sog se schreeg-nei an dr Booch ³⁾
en'n Ma a driem auf- un niederlaaf'n.

Wie nu de Busch-Rees kam uhm rei,
hoom se zesamm dan Fall bestrieten'.
Die maante, 's müßt' e Fremder sei . . .
Neugierig war'n se — bis zun Sied'n!

Off ämol is dar Fremde do.
Ar hält e dünnes Buch in Händ'n
un freegt, ob se ihn net ämol
'en Waag nooch Baßbarg ⁴⁾ weif'n könn't'n.

Do hot'r sei zewiel verlangt,
bis dorthie is noch kaane komme.
Zun Glück kimmt's Frißsch-Christel drzu . . .
schu ward se ins Gespreech genomme.

Die waz in Wald racht gut Beschäd,
doch dann beginnt ihr Geist ze schwanken;
se gukt in Dorf de Heiser aa —
Endlich kimmt se off en'n Gedank'n.

„Gieh'n Se ämol dort in dos Haus . . .
ins Klaane dort . . . an Barg ganz hinten,
wu unnre „Kartenschlagern“ wohnt:
die ward dann Wag amende finden!“

Dar Fremde lacht . . . gieht . . . feht net ei';
de Weib'n guken immer schlimmer:
„Waz Gott, dar Esel läßt vor bei! . . .
De Leit' war'n alle Toge dümm'er!“

¹⁾ Abkürzung für Anna. ²⁾ Bleichplag. ³⁾ am Bach. ⁴⁾ Sebastianberg.

Die falschen Rehposten.

(Fortsetzung und Schluß.)

Paragraph fünf: Wie will Barthel sich rechtfertigen, daß er seine Jagdtasche, in der sich doch wohl auch Pulverhorn und Zündhütchenbüchse befinden, so ohne Aufsicht hat hängen lassen, daß sich jedes Kind dran vergreifen kann?

Paragraph sechs — das ist das Wichtigste: Wie steht es mit dem dolus eventualis, d. h.: hat die Absicht der Beleidigung vorgelegen oder nicht?

Und wenn der Barthel das nicht alles richtig beweisen und beschwören kann, dann wird der Herr Amtmann mit den Achseln zucken und wird sagen: „Barthel, es tut mir leid, komme Er ein andermal wieder!“

Barthel hat während der langen rechtskundlichen Belehrung sprachlos dageessen. Jetzt weiß er nicht, soll er sich mehr wundern über die tiefe Gefahrlichkeit seines Vorgesetzten oder über die verzwickte Rechtslage des nach seiner Meinung so offenkundigen Falles. Und der anfängliche Mut, vor Gericht den beschmutzten Ehrenschild wieder blank putzen zu lassen, ist

in dem Maße zusammengeschmolzen, wie die unheimlichen Paragraphen auf sein harmloses Waldwärtergemüt niedergedrückt sind.

„Harr Färschter“, sagt er, „ich will Sie awos soong: Amende loß ich heit die Verklogerei noch; denken Sie net, Harr Färschter?“

„Wie der Barthel will. Ich kann Ihm nicht ab- und nicht zureden.“

„Harr Färschter — ich waar die Sach noch amol mit menn Kordel bereden. Hoom Se nár derweile schinn Dank für die gute Lehr! Ja, dos waz ich schu: Bein Harrn Färschter find mer allemol Hilf un Rot.“

Barthel steht erleichtert auf und geht heim.

Dieser Ausgang seines Rechtshandels ist ihm doch lieber. Der Empfang bei Konfordia ist etwas kühl.

„Nu?“ sagt sie herausfordernd.

„Nu?“ antwortet Barthel kalt.

„Nu hob ich gesacht!“ fährt Kordel ihren Mann an.

Barthel hält es für besser, die Einleitung zur bevorstehenden Auseinandersetzung nicht weiter auszuspiinnen.

„Kordel“, fängt er an, „wu hast du dä die Zinglorbern?“

„In Ufen gesteckt; du wazt doch!“

„Siste, dos is aam daar gruze Jaahler vun dir, doß du alles geleich nei in Ufen steckst!“

„Nu, wos soll'n uns dä die Dinger? Söß ich se epper nei in Geloschrank legen?“

„Dos net; oder: Wazt du dä net, doß ich die Zinglorbern mit nei off's Gericht namme muß?“

„Gieh nár! Wos soll'n dä die dermit ahfange!“

„Ja, dos verstist du aam net! Die gehör'n zur Verhannling mit nei, annerisch gieht's net!“

„Nu, do nimmt de a paar von unnerer Zieg, die sei aah gut.“

„Sa, dos gieht net. Wenn dos rauskam, wür'n mir alle zweea mitfamst der Zieg eigespart.“

„Desterwaang net. Die wissen en Teifel, vun welcher Zieg die Lorbern sei!“

„Här mir auf mit'n Amtsleiten. Die frieng sei alles raus. Die wissen sei ganz genau, ob die Lorbern vun ener fürnaahme Zieg sei oder vun unnerer.“

„Zieg bleibbt Zieg.“

„Nä, Kordel, dos kennst du net!“

„Nach dich nár nei in Wiesenthol offs Amt!“

„Nä, Kordel, mir wür'n zeitlaams ugelücklich. Do wür's haaken: Paragraph eins, Paragraph zweie, Paragraph dreie, Paragraph viere, Paragraph fünfe, Paragraph sechs und asu fort! Du gelaabt gar net: Offen Amt slieng de Paragrapher rüm wie Draßschwalm! Sechse hot mir der Harr Färschter gesacht, oder do gib't's noch a ganze Butt voll! Un dos möcht alles noch sei, wenn net der Dolus mit nei ze reden hätt. Dos is der schlimmste, hot der Färschter gesacht.“

„Waar is dä dos wieder?“

„Nu halt aah aaner vun Gerichtsamt. Off dann kimmt alles ah.“

„Der Färschter ward viel wissen.“

„Dos kennst du net. Der Harr Färschter hot mir die Paragrapher asu aus enanner geta — dos hot sich ordnlich schie ahgehört.“

„Weil du dich nár wieder hast braatschloong lossen. Dos hob ich vornewag gewußt. Weif mich ümering!“

Damit ist sie zur Türe hinaus.

Kordels Zorn beeinträchtigt des Waldwärters Freude über das Ende seiner Klagsache gar sehr. Dieser Zorn ist auch die Ursache, daß Barthel noch lanee mit der Frau Förster auf gespanntem Fuße lebt. Erst nachdem um Weihnachten herum der Waldwarter in seiner Jagdtasche eine prächtige Fettleberwurst gefunden hat, schmilzt das Eis um sein gefrorenes Herz.

„Frau Färschter“, sagt er bei der nächsten Gelegenheit, „wenn's wieder amol paßt, könne Se mir schu wieder a paar Zinglorbern in Schrutbeutel neitu!“